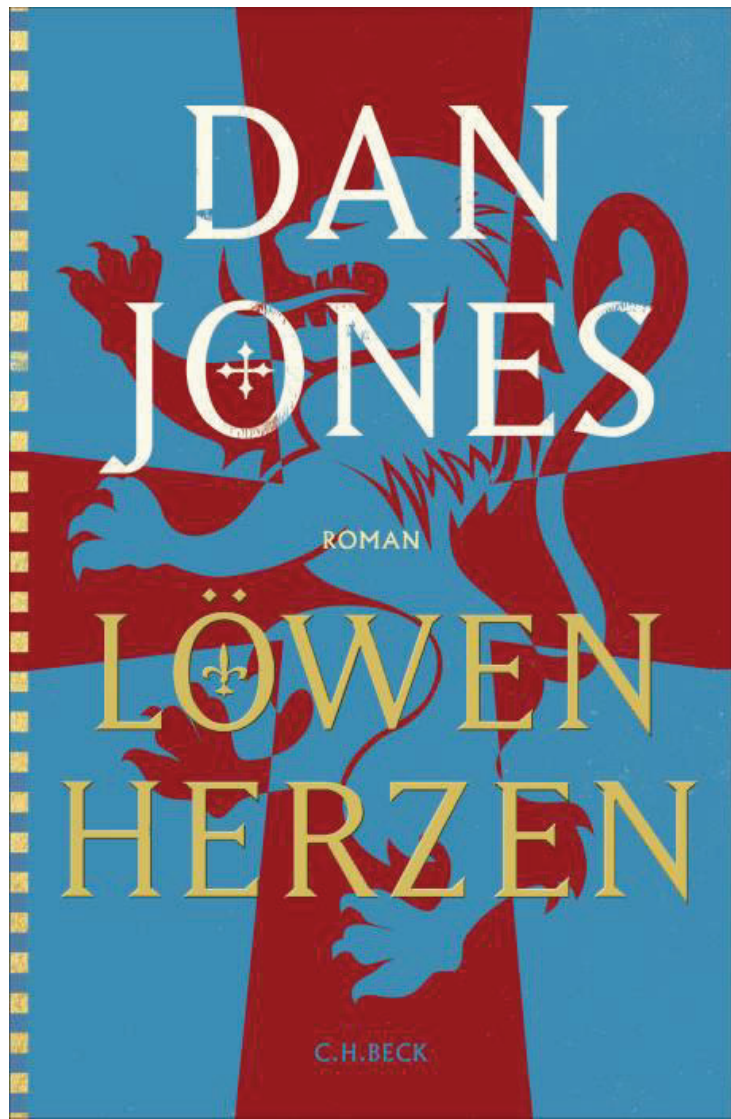


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Dan Jones**  
**Löwenherzen**  
Roman

2026. 381 S., mit 1 Karte  
ISBN 978-3-406-84197-2

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/39855355>

Dan Jones

LÖWEN  
HERZEN

## Die Essex-Dogs-Trilogie

*Essex Dogs*

*Winterwölfe*

*Löwenherzen*

Dan Jones

# LÖWEN HERZEN

Roman

*Aus dem Englischen von  
Heike Schlatterer und Wolfram Ströle*

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:  
«Lionhearts»

© Dan Jones 2025

This translation of «Lionhearts» is published by Verlag C.H.Beck  
by arrangement with Bloomsbury Publishing Plc.

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026  
Wilhelmstraße 9, 80801 München, [info@beck.de](mailto:info@beck.de)

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks  
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung nach einem Entwurf von Simon Michele/Head of Zeus

Karte: Peter Palm, Berlin, nach einem Entwurf von Jamie Whyte

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84197 2



verantwortungsbewusst produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

[produktsicherheit.beck.de](http://produktsicherheit.beck.de)

Für Arthur









Laut will ich künden, auf dass man mich höre,  
Von tapferen Männern, mit Waffen gerüstet zum Kampf,  
Die jetzt im Grabe liegen, ihre Taten getan.  
Am Meergrund treiben sie hin, den Fischen zum Fraß.

*Laurence Minot*

*Gedicht X: Wie König Edward und seine Mannen  
auf See gegen die Spanier kämpften, um 1350–52*

Wenn das Meer wogt wild und Mauern stürzen ...  
Und eitle Gecken stolz sich mit Frauen von Stand vermählen,  
Steht vor der Tür der Tag des Jüngsten Gerichts.

*Winner and Waster (Der Sparsame und der Verschwender)*  
*Anonymes englisches Gedicht, Mitte 14. Jahrhundert*

Es ist, wie es ist.

*Motto Edwards III.*



# PROLOG

## Bordeaux 1348

Wir sind gewiss, dass Eure Herrlichkeit weiß, wie wir nach schwierigen Verhandlungen betreffs der geplanten Hochzeit des ruhmreichen Prinzen Pedro, Eures ältesten Sohnes, und unserer vielgeliebten Tochter Joan, die ewigen Frieden schaffen sollte und ein unlösliches Band zwischen unseren königlichen Häusern, diese unsere Tochter nach Bordeaux entsandten, von wo sie in Eure spanischen Länder weiterreisen sollte.

*Brief Edwards III. an Alfonso XI. von Kastilien*

*September 1348*

Was meinst du?», fragte Thorp. Er schirmte sein Gesicht gegen die Sonne ab und schaute voraus auf Bordeaux. Die Stadt flimmerte in der Hitze, während das englische Schiff mit Namen *Katherine* die schmalere werdende Mündung der Garonne hinauffuhr. «Könntest du von hier bis dorthin schwimmen?»

Thorp, ein stämmiger, schwarzhaariger Bogenschütze gebürtig aus Essex und fünfunddreißig Sommer alt, mit starken Schultern und flinken, spöttischen Augen, stand auf der erhöhten, «Kastell» genannten Plattform, die vom Bug der *Katherine* vorsprang. Bordeaux lag noch ein gutes Stück flussaufwärts, aber das Wasser, durch das sie fuhren,

sah einladend frisch aus. Libellen schossen über die sich kräuselnde Oberfläche, silberne Fische sprangen aus den Strudeln.

Das Schiff, eine Kogge, diente eigentlich dazu, Wein von Häfen wie diesem in der heißen Gascogne auf Seewegen, die zu jener Zeit von kastilischen Piraten bedroht wurden, zu den kühleren Gestaden Englands zu transportieren. Heute, am ersten Julitag, fuhr es in der entgegengesetzten Richtung, und in seinem Bauch lagerten Kisten mit Kleidern, Vorhängen, Wandteppichen, Bettdecken und anderen Schätzen.

An Bord befanden sich außer dem Kapitän und einer kleinen Besatzung noch zwei Dutzend Soldaten, überwiegend altgediente Veteranen aus dem Krieg König Edwards gegen die Franzosen. Zu ihnen gehörte auch der Mann, den Thorp angesprochen hatte.

Gilbert «Millstone» Attecliffe drehte eine Strähne seines lockigen, hie und da schon ergrauenden Haars um seinen Finger und überlegte.

Bordeaux war noch fast eine Meile entfernt. Genau deshalb hatte Thorp gefragt: Nicht viele hätten einen solchen Kraftakt überhaupt in Betracht gezogen. Aber Millstone war stark. Die beiden hatten jahrelang in einer Söldnertruppe gekämpft, die sich die Essex Dogs nannte. Die Gruppe war inzwischen auseinandergefallen. Einige Mitglieder waren tot, andere vermisst, ihr Anführer Loveday hatte sich zur Ruhe gesetzt. Aber Thorp und Millstone hielten den Geist der Dogs am Leben. Oder versuchten es doch zumindest.

«Schwimmen? Ja, schon», sagte Millstone, den Blick prüfend auf Bordeaux gerichtet. «Müsste gehen. Ohne die Stiefel. Aber wenn ich dort ankäme, wäre ich zu nichts mehr zu gebrauchen.» Er kniff die Augen zusammen. «Du müsstest mich an Land ziehen und ich würde Luft aus meinem Arsch blasen wie ein Schweinswal.»

Thorp kicherte. «Alle Achtung», sagte er.

Millstone revanchierte sich nun seinerseits mit einer Frage. «Und du? Könntest du mit einem Pfeil die Turmspitze der Kathedrale treffen?»

«Ausgeschlossen», sagte Thorp. Er war ein glänzender Schütze, einer der Besten, die je einen Eibenbogen gehalten hatten. Aber einen Pfeil eine Meile weit zu schießen, war schlicht unmöglich. «Wenn ich ein paar Hundert Schritt näher dran wäre, klar ...» Er sah seinen Kameraden an. «Auf die Entfernung würde ich einem Mann, der an den Glockenturm pinkelt, seinen Pimmel an die Hand nageln, das wissen wir doch beide.»

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, das nach einer Woche auf See steif von Salz und Schweiß war. Dann nahm er einen Schluck Bier aus seiner Feldflasche, beugte sich über die Brüstung des Schiffskastells und spuckte aus.

Und fuhr entgeistert zurück.

Eine tote Frau starrte zu ihm herauf.

Die Frau war um die zwanzig, schätzte Thorp. Gesicht und Bauch nach oben, trieb sie unter der Wasseroberfläche, ihre Augen waren aufgerissen, die braunen Haare umspülten sie wie Tang. Der grobe Kittel ließ ihre Schenkel sehen, an ihrer Leiste waren dunkelviolette Striemen zu erkennen. Es sah aus, als sei sie dort mit einer Rute geschlagen worden. Schwarze, hühnereigroße Beulen zeigten sich an ihrem Hals.

«Bei den Zähnen Jesu!» Thorp wurde übel, aber er versuchte, den Brechreiz zu unterdrücken. Er stieß Millstone in die Seite. «Sieh mal, da.» Der hünenhafte Steinmetz nickte. Auch er hatte die schwarzen Beulen bemerkt.

«Ruf Cosyngton», sagte er.

Sir Stephen Cosyngton, der Ritter, der die Expedition anführte, stieg bereits die Stufen zum Vorschiff herauf. Er trug einen buschigen Schnauzbart, dessen Enden strähnig über seine Mundwinkel hingen. Den Kopf hatte er mit einem schweißgetränkten roten Seidentuch bedeckt, damit die Sonne ihm nicht den kahlen Schädel verbrannte.

«Was steht ihr da und glotzt?», fragte er, schroff wie immer.

«Totes Mädchen», sagte Thorp. «Sieht aus, als sei sie ertrunken.»

Cosyngton blinzelte zum Wasser hinunter. «Ertrunken? Blödsinn», sagte er. «Seht euch ihre Achselhöhlen an.»

Einen Moment lang beugten sie sich alle drei über die Brüstung und sahen, wie der runde Bug sachte gegen den Körper des Mädchens stieß, bevor es an der Steuerbordseite der *Katherine* in Richtung Heck und dann außer Sichtweite trieb.

Millstone zeigte nach vorn. Dort hob sich ein Unterarm aus dem Wasser, die Hand schien in höchster Todesnot nach etwas zu greifen. Die Finger waren dunkel gefleckt und geschwollen wie rohe Würste.

«Hier wurde niemand ertränkt», sagte Cosyngton. «Gott steh uns bei.» Er sog hörbar die Luft ein. «Das ist der Schwarze Tod.»

Millstone, Thorp und Cosyngton dachten beim Anblick der im Fluss treibenden Leichen dasselbe. Seit mehr als einem halben Jahr gingen in England Gerüchte um über eine tödliche Krankheit, die sich auf der ganzen Welt ausbreitete. Von den Tataren im Osten hatte sie erst auf das Land der Sarazenen übergegriffen und war jetzt bei den Christen angekommen.

Sie hatte verschiedene Namen, Pest, Pestilenz oder einfach Schwarzer Tod. All diese Namen aber bezeichneten dieselbe Seuche: Sie ließ den Hals und die Geschlechtsteile anschwellen, die Körper verfärbten sich schwarz und begannen zu faulen. Der Atem der Menschen stank, und während ihre Pisse austrocknete, hörten sie nicht auf, aus Augen und Nase zu bluten. Der Schwarze Tod tötete fast jeden, den er befiel.

Einige wie Thorp bezweifelten allerdings, dass es diese Krankheit überhaupt gab, und behaupteten, es handle sich nur um eine Sommergrippe. Alles andere sei dummes Geschwätz oder das böartige Gerede reicher Leute, die die Schwachen einschüchtern und gefügig machen wollten.

Wer aber erlebt hatte, wie die Pest in Stadt und Land wütete, war überzeugt, das Ende der Welt sei gekommen. Es sah ganz so aus, dachte Millstone, als würden sie die Wahrheit jetzt herausfinden.

Cosyngton war tief in Gedanken versunken, seine Kiefer mahlten. «Lass uns hier einen Mann postieren, der das zählt, was da unten vorbeischwimmt», sagte er schließlich. «Dann wissen wir, womit wir es zu tun haben. Habt ihr nicht einen Jungen bei euch?»

«Habe ich», sagte Thorp. Er blickte suchend über das Schiff und pfiß durch die Finger. «Rigby!», rief er.

Rigby war der Sohn seiner Schwester und seit dem Frühjahr Halbwaise, als sich sein nichtsnutziger Vater nach jahrelangen vergeblichen Versuchen endlich zu Tode getrunken hatte. Jetzt saß Rigby am Heck der Kogge und sang zusammen mit einem kastilischen Lautenspieler namens Garcias, der sich von irgendwem am Hof die Heimfahrt auf der *Katherine* erbettelt hatte, schlüpfrige Lieder.

Viele Matrosen wollten mit Garcias nichts zu tun haben. Sie hassten alle Kastilier für das Unheil, das ihre Piraten über die englischen Schiffe brachten. Doch Rigby mit seinem schlichten Gemüt war das egal. Ihm machte es Spaß, mit dem Musiker zu würfeln und von ihm die schmutzigsten kastilischen Flüche zu lernen.

Als er jetzt seinen Onkel pfeifen hörte, sprang er auf und eilte nach vorn zum Kastell. «Essex Dogs, mein Herr», rief er und wischte sich die Nase am Ärmel ab. «Zu allem bereit! Gegen wen sollen wir kämpfen?»

Sir Stephen Cosyngton musterte ihn überrascht. «Du könntest zunächst mal dagegen ankämpfen, dich aufzuführen wie ein Idiot», sagte er. «Stell dich hierher und zähl die Toten im Fluss.»

Rigby nickte eifrig, nahm auf dem Kastell Aufstellung und kratzte sich abwesend am Hintern.

Die *Katherine* setzte ihre Fahrt flussaufwärts fort und Millstone sah Bordeaux aus dem Hitzedunst auftauchen. Die Stadt war riesig – min-



destens so groß wie London. Um den Turm der neuen Kathedrale zogen sich Straßen mit ein- und zweigeschossigen Häusern, hohe Steinmauern umschlossen das Zentrum und an einer Ecke ragte eine Burg auf. Jenseits der Mauern gingen die Vorstädte in Weinberge über. Die gesamte Mannschaft hatte der Ankunft entgegengefiebert. Bordeaux war bekannt für seinen ausgezeichneten Wein und seine noch besseren Badehäuser. Doch jetzt, als die Nachricht von den Toten im Fluss auf dem Schiff die Runde machte, spürte Millstone eine wachsende Anspannung.

Eigentlich hatte dies ein einfacher Auftrag sein sollen. Sie gehörten zu einer Leibwache, die Cosyngton für Prinzessin Joan zusammengestellt hatte, eine noch junge Tochter Edwards III. Als er Millstone in einer Londoner Schenke begegnete, in der kampferprobte Haudegen am liebsten tranken, hatte Cosyngton erklärt, die Prinzessin werde nach Bordeaux reisen, um zu heiraten.

«Sie heiratet einen Kastilier», hatte er gesagt. «Pedro. Man will ein Bündnis schließen. Wir wissen alle, dass diese Esselficker uns auf hoher See die Hölle heißmachen. Die Hochzeit soll sie auf unsere Seite ziehen.»

Die Prinzessin sei bereits in Bordeaux, hatte Cosyngton erklärt. Seine Leute würden dort als ihre Leibwache dienen und zuvor auf ihren Schiffen den *trousseau* der Prinzessin, ihre Mitgift, nach Frankreich bringen, kostbare Gewänder und Wandteppiche.

«So was klauen wir doch lieber, als dass wir darauf aufpassen», hatte Thorp protestiert, als Millstone ihm den Auftrag beschrieb. Aber er änderte seine Meinung schnell.

«Ein paar Wochen auf die junge Dame aufpassen und in den Badehäusern von Bordeaux ein bisschen Spaß mit den Mädels haben?», hatte er gesagt. «Wenn du's so siehst ...»

Und darum waren sie jetzt hier. Zwei altgediente Soldaten mit einem zur Abwechslung einmal leichten Auftrag.

Doch nachdem sie eben die tote Frau im Wasser gesehen hatten, dachte Millstone – und das nicht zum ersten Mal –, dass Gott für die letzten Essex Dogs womöglich andere Pläne hatte.

Auf dem Vorschiff der *Katherine* stand Rigby an dem Platz, den der Ritter ihm zugewiesen hatte. Er war ein langer, unbeholfener Schlaks, ein Strahl Pisse, wie seine Mutter ihn nannte, wenn sie ihn schlug. Jetzt strich er sich über sein schütteres Bärtchen und versuchte, ruhig dazustehen und sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren.

Wenn er über die Bordwand des Schiffs blickte, sah er jede Menge Leichen im Fluss schwimmen, Männer und Frauen, Alte wie Junge. Einige trieben allein, andere zu zweit, die Glieder ineinander verschlungen wie bei Liebespaaren auf einer Sommerwiese. Wie viele es genau waren, konnte er nicht sagen, Zählen war nie seine Stärke gewesen.

Nach einer Weile verlor er die Lust und beschloss, sich auf andere Weise zu beschäftigen. In seinem Ärmel bewahrte er ein paar Kiesel auf, die er beim Würfeln mit Garcias gewonnen hatte. Vielleicht konnte er ja versuchen, damit bis zum Ufer zu werfen? Er zielte auf ein Speichergebäude direkt am Fluss und holte aus. Der Stein flog im hohen Bogen durch die heiße Luft und prallte gegen das Tor des Speichers.

Rigby grinste. Das war leicht gewesen. Er entdeckte einige magere Ziegen, die auf einem braunen Stück Gras weideten, warf einen Stein und traf eine Ziege am Rumpf. Die Ziege meckerte wütend, und Rigby lachte.

Inzwischen hatte die *Katherine* den Hafen fast erreicht, die Matrosen holten an seinen Tauen das große Rahsegel ein. Am Kai sah Rigby Männer ihre Arme in Richtung der *Katherine* schwenken. Sie wirkten wohlhabend. Und zugleich besorgt. Ihr Anführer, ein rotgesichtiger Mann mit einem hohen Hut, hielt sich etwas vor Nase und Mund, eine Handvoll Blätter und Stöckchen.

Rigby konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er holte so weit aus, wie er konnte, rechnete noch den leichten Fahrtwind mit ein, der die Flugbahn des Steins beeinflussen würde, vergewisserte sich, dass weder sein Onkel Thorp noch Millstone hersahen, und zielte mit dem glatten, flachen, daumengroßen Kiesel auf den Mann mit dem hohen Hut.

Der Stein schnitt durch die Luft wie eine Klinge. Er traf den Mann an der Schläfe und der Mann hob vor Schreck die Hand zum Kopf und stieß dabei seinen Hut herunter. Rigby duckte sich hinter die Reling und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Da spürte er eine schwere Hand auf seiner Schulter.

Sir Stephen Cosyngton hatte nicht nach Bordeaux kommen wollen, aber er hatte keine Wahl gehabt. Er war ein ehrgeiziger Ritter und hatte der Krone gute Dienste geleistet. Die Aufgabe war ehrenvoll.

Aber der Zeitpunkt war denkbar schlecht. Seit der König im vergangenen Herbst von seinem Feldzug in Frankreich und den jüngsten Siegen in Crécy und Calais zurückgekehrt war, war am Königshof ein Fest, Gelage und Turnier auf das andere gefolgt.

Ein mit besonderer Spannung erwartetes Ereignis, ein Lanzenstechen, sollte in zwei Wochen in Canterbury stattfinden. Cosyngton war gebeten worden, eine der Ritter-Mannschaften anzuführen.

Monatelang hatte er sich auf diese ehrenvolle Aufgabe vorbereitet. Er hatte zwölf Männer für seine Mannschaft ausgesucht und ihre Livree, die Unterbringung ihrer Pferde und ihre Reisekosten bezahlt. Dem Königspaar hatte er als Geschenk mehrere Ballen flämisches Tuch übersandt, einen kostbaren, herrlichen Stoff, den er bei einem geschäftstüchtigen Sergeant-at-Arms namens Richard Large erworben hatte, der guten Stoff zu sehr guten Preisen verkaufte.

Doch dann hatte man ihn im letzten Moment hierher nach Bordeaux geschickt, um eine Ladung Kleider abzuliefern. Für den Fall,

dass Verzögerungen eintraten, sollte er sich mit seinen Leuten der Armee anschließen, die unter dem Kommando des Grafen von Lancaster, dem Cousin des Königs, durch die Gascogne zog. Allein schon diese Ankündigung bedeutete, dass mit Verzögerungen zu rechnen war.

Daheim in Canterbury würden seine Männer trotzdem unter seinem Banner und auf seine Kosten zum Turnier antreten, aber eben ohne ihn. Die einmalige Gelegenheit, sich als bedeutender Ritter eines glanzvollen Zeitalters auszuzeichnen, kam vielleicht nie wieder. Und jetzt sah es zu allem Überfluss auch noch so aus, als wüte in Bordeaux der Schwarze Tod. Während die *Katherine* in den Hafen einlief, verfluchte er sein Pech.

Die Gruppe, die sich zu ihrem Empfang am Kai versammelt hatte, wurden von einem Mann angeführt, den Cosyngton entfernt kannte: Lord Robert Bouchier, Vertreter des Königs in der Gascogne. Und ein Langweiler und eingebildeter Schnösel, wie Cosyngton fand. Unter anderen Umständen hätte er es deshalb lustig gefunden, als der Schwachkopf, den er auf dem Bugkastell postiert hatte, dem Lord mit einem Kiesel den Hut vom Kopf schoss.

Aber jetzt war nicht die Zeit für derlei Schabernack. Cosyngton konnte an den grimmigen Gesichtern Bouchiers und seiner Begleiter sowie den Kräuterbüscheln, die sie sich an die Nasen drückten, ablesen, dass es um Bordeaux schlimm stand.

Dies war nicht der richtige Zeitpunkt, herumzualbern.

Er stieg zum Vorschiff hinauf, packte den dummen Jungen an der Schulter und verpasste ihm eine Ohrfeige. Dann befahl er dem Kapitän, eine Planke von der Bordwand der *Katherine* hinunter zum Kai zu legen.

Das Begrüßungskomitee wich zurück, als er sich den Männern näherte, und er spürte, dass sie Angst hatten. «Meine Herren», begrüßte er sie, «wie ich sehe, steht es nicht gut.»

Noch während er sprach, wurde ihm klar, dass das eine drama-

tische Untertreibung war. Er blickte sich auf dem Kai des lang gestreckten Hafens um. Es war Mittag und eigentlich hätte hier ein reges Treiben von Arbeitern und Händlern herrschen sollen. Doch er sah praktisch niemanden. Er spürte, wie sich von dem Seidentuch auf seinem Kopf ein Schweißtropfen löste und an seinem Gesicht hinunterterrann.

Bourchier hob die Hand und schlug ein Kreuz. Dann sagte er durch die Kräuter vor seinem Mund hindurch: «Geht auf euer Schiff zurück.»

«Wie schlimm ist es? Wir haben die Leichen im Fluss gesehen. Wie viele ...»

«Geht auf das Schiff zurück», wiederholte Bourchier. «Alles ist wirklich so, wie Ihr es gehört habt – nur noch schlimmer. Die Pest ist in der Stadt. Und wenn Ihr bleibt, werdet Ihr sterben. Fahrt nach Hause. Möge Gott Euch verschonen.»

«Meine Männer werden an Bord bleiben. Aber natürlich müssen wir die Mitgift der Prinzessin ausladen.»

Bourchier schüttelte traurig den Kopf, als spreche er mit einem Kind. Dann nahm er zum ersten Mal die Kräuter von seinem Gesicht.

«Die Prinzessin ist heute Morgen gestorben.»

Einen Augenblick überkam Sir Stephen Schwindel. König Edwards Lieblingstochter war tot. Der Frieden mit Kastilien null und nichtig. «Sie ist gestorben? Also kann die Hochzeit ...»

«Sie ist tot. Ihre Dienerinnen auch. Sogar ihre Hunde.»

«Allmächtiger! Gott steh ihr bei. Uns allen.»

«Gott scheint uns zu strafen, statt uns beizustehen. Wir sind machtlos. Geht zurück aufs Schiff. Fahrt ab und betet darum, dass die Pest Euch nicht folgt.»

Sir Stephen nickte. «Also gut.»

Während er dies sagte, ging ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf. Er war nicht besonders edel, aber dafür ehrlich. In Bordeaux

hatte sich zweifellos eine Tragödie zugetragen, mit schrecklichen Folgen für den Frieden zwischen England und Kastilien. Aber für ihn stellte diese Tragödie sich womöglich noch als ein Segen heraus.

Wenn sie jetzt ablegten und der Wind günstig stand, konnte er seine Leute morgen in La Rochelle absetzen, mit dem Befehl, sich dem Grafen von Lancaster anzuschließen.

Er selbst konnte nach England zurückkehren.

Wenn er zum Beispiel in Winchelsea landete, konnte er mit einem Gewaltritt gerade noch rechtzeitig in Canterbury sein.

Wenn sie jetzt ablegten, konnte er dem König die Nachricht vom tragischen Tod seiner Tochter überbringen. Und er konnte ihm Ausmaß und Art der neuen Seuche beschreiben.

Und am Turnier teilnehmen.

«Mylord», sagte er so getragen wie möglich, «möge Gott Euch beistehen. Ich wünsche Euch das Allerbeste.» Er drehte sich um und stieg langsam die Planke zur *Katherine* hinauf.

«Planänderung», rief er, um die bedrückt blickende Mannschaft wieder ein wenig in Schwung zu bringen. «Das Mädchen ist tot. Und aus dem Frieden wird nichts. Also werdet ihr mit dem Grafen von Lancaster herumhuren.»

«Und dieser Mann hier», sagte er leise zu sich selbst, «wird ein Lanzenstechen gewinnen.»

Die Matrosen beeilten sich, das Segel zu hissen, um noch mit auslaufender Flut die Garonne zurückzufahren. Niemand murrte oder beschwerte sich. Alle wussten, wie ernst die Lage war.

Als das Schiff wendete, tauchte für einen Augenblick die Leiche eines Kindes an der Wasseroberfläche auf und sank dann wieder zum schlammigen Flussgrund hinunter.

Sir Stephen sah nichts davon. Er stand auf dem Bugkastell und dachte an England.

Die Nachrichten aus Bordeaux waren schlecht. Schlimmer noch als

das. Aber vielleicht konnte man der Situation trotzdem etwas Gutes abgewinnen. König Edward hatte einen Spruch, den er bei solchen Gelegenheiten gern zitierte.

Cosyngton bemerkte, wie eine Ratte zwischen zwei Kisten der Schiffsladung die Nase vorstreckte und wieder in der dunklen Spalte verschwand. Er achtete nicht weiter auf sie und sprach das Motto des Königs laut vor sich hin.

«Es ist, wie es ist», sagte er. «Es ist, wie es ist.»

TEIL I

# WINCHELSEA

Frühjahr 1350





# 1

Der König hat in jeder Grafschaft verkünden lassen, dass ...  
Handwerker nicht mehr einnehmen sollten als zuvor ... Doch die  
Handwerker haben in ihrem Dünkel und Eigensinn das königliche  
Gebot missachtet ...

*Chronik des Henry Knighton*

Jesus am Kreuz!», rief «Loveday» FitzTalbot, ehemals Soldat und  
jetzt der korpulente Wirt einer Schenke namens *Grüner Löwe*, als  
ein gewaltiger Schlag die schiefen Deckenbalken über seinem Kopf er-  
schütterte. Von irgendwo über ihm regnete trockenes Stroh herunter  
und landete auf dem dünnen Bier in seinem angeschlagenen Krug.  
«Das klingt ja, als würden wir belagert.»

Er hob die Stimme und rief Gilda, die draußen auf dem Hof der  
Schenke stand. «Was zum Teufel treibt der Bursche da oben?»

Gilda hörte ihn nicht. Loveday sah sich lächelnd in der Stube um,  
um der kleinen Schar von Trinkern zu verstehen zu geben, dass der  
Lärm gleich vorbei sein würde. Niemand erwiderte seinen Blick. Im-  
mer noch munter, fischte Loveday mit einem krummen Zeigefinger  
das Stroh aus seinem Bier und schnippte es auf den mit Binsen be-  
streuten Boden.

Das Hämmern auf dem Dach der kleinen Schenke mit dem Schild  
des grünen Löwen dauerte schon die ganze Woche an, ohne Unterbre-  
chung, wie das Glockenläuten an einem hohen Feiertag. Die Schläge  
kamen in Schüben und erschütterten das Gebäude in seinen Grund-

festen. Hin und wieder löste sich – wie gerade eben – durch einen Schlag ein Klumpen Lehm oder eine Handvoll altes, schwarzes Stroh. Im Hauptraum der Schenke hing eine Staubwolke, die dem vertrauten Geruch jeder englischen Kneipe nach Bier, Hefe, Holzrauch, abgestandenem Schweiß und stinkendem Atem noch Duftnoten von Ruß und Schimmel hinzufügte.

Als altem Soldaten machten Loveday Gestank und Lärm nichts aus. Er hatte weit Schlimmeres überstanden. Zum Beispiel die Kriege des Königs.

Und die Pest.

Der Staub war eigentlich sogar ganz hübsch anzusehen, dachte er, an den schiefen alten Tisch mit den Bierkrügen gelehnt, die Arme über seinem runden, harten Bauch verschränkt. Wenn die Strahlen der grellen Frühlingssonne durch die alte Holztür fielen, der ein paar Latten fehlten, tanzten und wirbelten die in der Luft schwebenden Stäubchen wie kleine Engel hin und her.

Aber so angenehm vertraut Loveday Krach und Staub auch waren, sie erinnerten ihn doch zugleich an ein Problem. Ein Problem, dessen Lösung ihm Kopfschmerzen bereitete.

Der *Grüne Löwe* war in höchstem Maße baufällig.

Soweit Loveday wusste, lebte er jetzt schon seit etwa fünfundvierzig Jahren, und wann immer er darüber nachdachte, konnte er nur stauend den Kopf schütteln.

Er war Soldat. Oder war jedenfalls einer gewesen. Sein Leben lang hatte er seinen Unterhalt mit seinen Fäusten, seinem Verstand und seinem Kurzschwert verdient. In den letzten Jahren hatte er das zusammen mit einer Söldnertruppe getan, die sich die *Essex Dogs* nannte. In Friedenszeiten hatten die Dogs gegen andere Männer gekämpft und Diebstähle begangen. In Kriegszeiten hatten sie im Grunde dasselbe getan, nur diesmal im Namen des Königs.

So hatte Loveday sein Brot verdient. Er hatte viele Abenteuer erlebt, aber diese Arbeit hatte ihn auch zermürbt. Was keine Schande war. Er empfand es als Glück, überhaupt ein Alter erreicht zu haben, in dem er sich müde fühlte. Viele starben schon vorher, darunter zahlreiche seiner Gefährten. Pismire und Father waren tot. Scotsman war vermisst und vermutlich auch tot.

Deshalb hatte Loveday, als er im Hafen von Winchelsea das Schiff verließ, das ihn von Frankreich nach Hause gebracht hatte, seinen Kameraden von den Essex Dogs – Millstone und Thorp – mitgeteilt, für ihn sei jetzt Schluss.

Wenn sie überrascht waren, hatten sie es jedenfalls nicht gesagt.

Während sie nach London weiterfuhren, um sich dort nach dem nächsten kriegesischen Einsatz umzusehen, hatte Loveday geradewegs die nächstbeste Schenke angesteuert, an der er vorbeikam, eben den *Grünen Löwen*. Er hatte sich hineingesetzt, getrunken, versucht zu vergessen und müßig mit den Stammkunden geplaudert. Eine Woche später hatte er erfahren, dass der Wirt, ein bärbeißiger Alter namens Peter Glynde, die Schenke verkaufen wollte. Er hatte Glynde ein Angebot gemacht, das bis auf den Silberpenny genau seinem Kriegslohn entsprach, und Glynde war mit einem Knurren darauf eingegangen. Als Loveday am nächsten Tag den *Grünen Löwen* betrat, war er dessen Besitzer.

Er hatte so wenig wie möglich ändern wollen. Lediglich in der Wand über dem Kamin hatte er ein paar Nägel eingeschlagen und daran sein Kurzschwert aufgehängt. Außerdem reservierte er einen Platz für den vermissten Scotsman, in der Hoffnung, dass der nicht tot war, sondern irgendwo anders auf einer Sauftour unterwegs. Zuletzt hatte er noch das Bündel mit seinem Umhang, seiner Feldflasche und seinem ledernen Wams in eine dunkle Ecke des Kellers geworfen, wo die Sachen verschimmeln konnten.

Nachdem das erledigt war, hatte er beschlossen, das Kämpfen für

immer sein zu lassen. Er wollte die Füße hochlegen und Bier trinken, mit den Gästen plaudern und dem Donnern des Meeres auf dem Kieselstrand unterhalb der Klippen von Winchelsea lauschen.

Die Schenke – Lovedays Schenke – hatte eine gute Lage direkt an der Straße, die von den Klippen zum Hafen hinunterführte. Das bescheidene rechtwinklige Gebäude erhob sich auf einem steinernen Keller, die Wände bestanden aus Fachwerk, das mit Lehm und Stöckchen ausgefüllt war, obendrauf saß ein Strohdach.

Zu der Zeit, als Loveday die Kneipe übernahm, bildeten Hafenarbeiter, Werftarbeiter und ganz normale Bürger der Stadt die Stammgäste. Überdies aber war sie ideal gelegen für Besucher von den Kriegs- und Handelsschiffen, die den Hafen regelmäßig anliefen.

Der *Grüne Löwe* hatte Loveday auf Anhieb gefallen und das galt immer noch. Er mochte die krummen Balken und die dicke Rußschicht, die den Kamin überzog, und auch der gelbliche Schleim, der sich draußen auf der sarggroßen Pferdetränke gebildet hatte, gefiel ihm, genauso wie der Modergeruch des Dachbodens, auf dem er nachts schlief.

Schwierig war nur, dass er in seinem Leben zwar schon zahllose Tage trinkend in Schenken verbracht hatte, trotzdem aber überraschend schlecht auf den Betrieb einer solchen vorbereitet war.

Einige Tage nach der Übernahme des *Grünen Löwen* war er auf der steinernen Kellertreppe ausgerutscht und gestürzt. Er war auf jeder einzelnen Stufe aufgeschlagen und schließlich völlig verrenkt unten angekommen. Alle Rippen auf seiner rechten Seite hatte er sich geprellt.

Wenig später hatte er festgestellt, dass die meisten Tische und Stühle vom Holzwurm befallen waren, so schlimm, dass viele nur noch als Brennholz taugten. Und damit nicht genug, hatten sich während des ersten Winterregens ganze Mauerteile, die aus Lehm und Dreck bestanden, einfach aufgelöst.

Die Behebung all dieser kleineren Schäden hatte ihn teures Geld gekostet, und fast jeder Penny, den er mit dem Verkauf von Bier verdiente, ging an verschiedene Handwerker in Winchelsea.

Dann aber war die Pest ausgebrochen. Die Seuche war im Herbst des ersten Jahres, in dem ihm die Schenke gehörte, nach England gekommen und hatte in Winchelsea wie in jedem anderen Ort Englands erbarmungslos zugeschlagen.

Viele meinten, die Seuche verschlinge unterschiedslos alle – egal, ob alt, jung, lahm, stark, Mann oder Frau. Aber Loveday hatte den Eindruck, dass sie vor allem die Männer und Frauen seiner Kundschaft holte, die er mit dem Kauf der Schenke übernommen hatte. Und wer verschont geblieben war, wagte sich noch lange, nachdem das Schlimmste vorüber war, nicht aus dem Haus.

Er hatte versucht, trotz allem die Zuversicht nicht zu verlieren, und dankte Gott an jedem Morgen, an dem er ohne schwarze Beulen unter den Achseln oder in den Leisten auf seinem Dachboden erwachte. Und wenn er nachts schwitzend und strampelnd aus dem Schlaf schreckte, weil ihn wieder ein Albtraum heimgesucht hatte von einem der Kriege, in denen er gekämpft hatte, sagte er sich, dass er froh sein konnte, überhaupt aufgewacht zu sein.

Jedes Mal, wenn er hungerte, um seine Schulden bezahlen zu können oder die sechseinhalb Schillinge zusammenzukratzen, die er dem städtischen Gericht vierteljährlich für seine Schanklizenz schuldete – die Gebühr wurde in zehn Tagen wieder fällig, am 25. März, wenn das Gericht zu Mariä Verkündigung tagte –, rief er sich ins Gedächtnis, dass sein Magen auch schon früher geknurrte und ihm das nie groß geschadet hatte.

Und er erinnerte sich daran, dass er sich dieses Leben bei aller Mühsal genau so wünschte. Dass für ihn die Zeit des Kämpfens vorbei war. Und er sich darüber freute.

Und zumeist glaubte er das auch.

«Moondog! Hast du mich gerufen?»

Gildas Stimme klang durch die Hintertür der Schenke und augenblicklich begann Loveday zu strahlen. Die Frau – seine Frau – rief ihn, und zwar mit dem Kosenamen, den sie sich für ihn ausgedacht hatte.

«Ich komme!», rief er. Er überzeugte sich, dass alle Gäste versorgt waren, und eilte nach draußen.

Gilda stand im Hof, wo die Hühner herumpickten und die Brauhütte sich befand, und blickte mit zusammengekniffenen Augen zum Dach und zum Dachdecker oben auf der Leiter hinauf. Wie schön Gilda war, wenn sie so von der Frühlingssonne beschienen wurde, dachte Loveday.

Er hatte Gilda schon als junges Mädchen gekannt. Sie war die Tochter der Schankwirtin in Colchester, dem Ort, in dem sie beide gelebt hatten, bevor der Krieg begann. Inzwischen war sie eine Frau von fünfundzwanzig Sommern, und auch wenn die meisten sie für zu klein geraten und zu stämmig halten mochten, ihre Zähne schief standen und ihre Augen nicht ganz in dieselbe Richtung blickten, fand Loveday, dass sie das weichste Herz hatte und ihre Berührungen die zartesten aller Frauen waren, die er je kennengelernt hatte.

Gilda lebte jetzt schon seit über einem Jahr mit ihm in Winchelsea. In der sonderbaren Zeit, als die Pest ihr schlimmstes Werk verrichtet hatte, die Menschen sich aber noch nicht wieder in den *Grünen Löwen* trauten, hatte er seine Schenke für einen Monat geschlossen und war nach Colchester zurückgekehrt, um dort endgültig seine Angelegenheiten zu regeln – um die wenige Habe zu holen, die in dem Haus zurückgeblieben war, das er einst mit seiner schon lange verstorbenen Frau Alis geteilt hatte, und ihr Grab zu besuchen.

Die Reise hatte ihn einige Überwindung gekostet – er hatte sich damit abfinden müssen, dass sein altes Leben endgültig vorüber war. Die Pest war ihm dabei seltsamerweise zu Hilfe gekommen. Es schien ihm nämlich, als habe diese Geißel der Menschheit einen Wendepunkt



markiert, nach dem nichts, das der alten Welt angehörte, noch dieselbe Wichtigkeit besaß wie zuvor.

Er hatte das alte Wirtshaus in Colchester besucht und war dort auf Gilda getroffen. Sie waren ins Gespräch gekommen und hatten dann die ganze Nacht beisammengesessen. Gilda hatte erzählt, dass außer ihrem Sohn Sammy alle ihr nahestehenden Menschen der Pest zum Opfer gefallen waren. Sie hatte von der Traurigkeit gesprochen, die sie danach befallen hatte – und von ihrer Hoffnung. Dann hatte sie Loveday zugehört, der von seiner Zeit in Frankreich erzählte, davon, dass er nie wieder in den Krieg ziehen wollte, und von seinen Hoffnungen für den *Grünen Löwen*. Es war das erste Mal gewesen, dass Loveday mit jemandem darüber sprach. Der Vollmond hatte geschienen und Gilda hatte ihm in dieser Nacht seinen neuen Spitznamen gegeben. «Du bist jetzt kein Essex Dog mehr», hatte sie gesagt, als sie beide vom Bier schon leicht angeheitert waren. «Sondern ein ... Moondog.» Und am Ende hatte sie ihn um etwas derart Seltsames gebeten, dass er hatte lachen müssen.

«Kann ich mit dir nach Winchelsea kommen?»

Loveday war ein vom Krieg gezeichneter Witwer und doppelt so alt wie sie, mit einem dicken Bauch und schütterem grauen Haar. Er verstand nicht, warum sie – oder sonst jemand – mit ihm hätte zusammenleben wollen. Aber Gilda sagte auf ihre direkte, offene Art, dass er ein gütiges Herz habe, dass sie ihn schon immer für einen Mann gehalten habe, der zu seinem Wort stand und sich um die Menschen kümmerte, die ihm etwas bedeuteten. Und sobald er noch einmal bekräftigt hatte, dass sein Abenteuerleben nun der Vergangenheit angehören sollte, hatten sie ihr gemeinsames Leben geplant: Gilda würde, wie schon in Colchester, das Bier brauen und dafür sorgen, dass die Gäste sich wohlfühlten. Er würde ihr helfen, sich um Sammy zu kümmern, und sie ihm, die Schenke zu betreiben.

So hatte er also bei seiner Rückkehr nach Winchelsea Gilda mit-



gebracht. Und Gilda brachte ihren kleinen Sohn mit, einen lieben, schüchternen Jungen namens Sammy.

Obwohl schon fast vier Sommer alt, konnte Sammy noch kaum ein halbes Dutzend Wörter sprechen. Er folgte seiner Mutter überallhin, mit der einen Hand hielt er sich an ihrem Rock fest, die Finger der anderen steckte er in seinen Mund. Wer sein Vater war, wusste Loveday nicht. Gilda sagte nur, ihn habe die Pest geholt.

Jetzt stand Gilda im Hof, das Gesicht gerötet vom Überwachen der schäumenden Bierpfannen. Hinter ihr versteckte sich Sammy. Sie lächelte, ohne die schiefen Zähne zu zeigen, die sie immer hinter ihrer Oberlippe zu verbergen suchte, und zeigte zum oberen Ende der Leiter.

«Es geht um den Dachdecker, Moondog», sagte sie. «Er ist für heute fertig und will mit dir die nächste Woche besprechen. Ich gehe schon mal nach drinnen und sehe nach den Gästen.»

Sie wandte sich ab und Sammy hastete hinter ihr her. Im Vorbeigehen strich sie sanft über Lovedays kräftigen, von der Sonne gebräunten Unterarm.

Wie immer bewegte ihre Berührung Loveday tief in seinem Inneren, und für einen Herzschlag war ihm, als müsse er weinen. Er schluckte einige Male schwer, damit das nicht geschah, während Gilda im Dunkel der Schenke verschwand.

«Ziemliche Katastrophe da oben», sagte der Dachdecker und stieg grinsend die Leiter herunter. Mit der Hand, die den Hammer hielt, wischte er sich über das schmutzige Gesicht. Er war ein junger Bursche namens Twinch mit einem munteren Gesicht und kurz geschnittenen schwarzen Haaren. An seinem rechten Arm hatte sich ein Muskel vom Knochen gelöst, so dass der ganze Arm wie ausgebeult war. Er schlug Loveday mit der Hand dieses Arms auf die Schulter und die beiden betrachteten gemeinsam das, was vom Strohdach des *Grünen Löwen* übrig war – ein trauriger Anblick.

In den vergangenen fünf Tagen hatte Twinch die oberste Strohschicht abgetragen und jetzt lag das Stroh in Haufen überall im Hof verstreut, verklebte schwarze Klumpen, durchsetzt mit Moos in kränklichem Wintergrün. Es stank faulig. Der Dachdecker trat mit seinem schmutzigen Arbeitsstiefel gegen einen Strohhutzen – mit einem Stiefel, der sich himmelweit von den teuren, spitz zulaufenden Schuhen aus weichem Leder unterschied, in denen er morgens ankam und abends wieder davonging.

«Alles vollkommen durchnässt», fügte er noch hinzu. «Ich musste bis zu den Dachsparren runtergehen, und die sind auch hinüber.»

Loveday kratzte sich am Kopf und folgte mit dem Blick Twinchs ausgestrecktem Arm.

«Ich hatte Peter Glynde schon gesagt, dass er sich darum kümmern muss, aber er hat's nicht getan, der alte Geizhals», sagte Twinch. «Seine Börse war noch fester verschlossen als die Muschi der Heiligen Jungfrau. Möge der Erlöser, der sich durch dieses süße Loch ins Leben gequetscht hat, mir meine Worte verzeihen.» Er bekreuzigte sich und grinste. «Entschuldigung für die gottlose Sprache. Aber Ihr habt in der Armee des Königs gedient und dort bestimmt Schlimmeres gehört. Wo wart Ihr gleich noch mal?»

Loveday machte eine wegwerfende Handbewegung. «Frankreich», sagte er unbestimmt. Er versuchte den Dachdecker wieder zu der anstehenden Arbeit zurückzubringen. «Wie lange, meint Ihr, werdet Ihr brauchen?»

Twinch stützte eine Hand in die Hüfte und beschirmte seine Augen mit der anderen gegen die Frühlingssonne.

«Zwei Wochen?», überlegte er. «Drei? Allein schon, um das restliche Stroh herunterzuholen, den ganzen Moder zur Müllkippe vor der Stadtmauer zu bringen und die Balken zu teeren, wenn das noch geht. Also, um die Würmer zu töten.»

Und als ob ihm beim Reden plötzlich eingefallen wäre, wie anstren-

gend diese Arbeit war, sagte er unvermittelt: «Mann, habt Ihr was zu trinken?»

«Klar», sagte Loveday, der nicht ungastlich sein wollte. Er rief nach Gilda und sie kam mit einem angeschlagenen Krug heraus. Sie reichte Twinch einen Becher, füllte Lovedays Becher auf und betrachtete zusammen mit den Männern das Dach.

«Sieht nach anstrengender Arbeit aus», sagte sie mit einem freundlichen Lächeln zu Twinch.

Der Dachdecker sah sie an und lachte. «Genau, meine Liebe», sagte er. «Sehr anstrengend. Männerarbeit. Und jetzt geh du wieder an deine.» Er sah Loveday an und verdrehte die Augen.

Gilda warf Loveday einen Blick zu, schwieg aber und ging.

«So ist es brav», sagte der Dachdenker und starrte auf ihren Hintern. «Eure Tochter?»

Loveday räusperte sich. «Nein.» Er wechselte hastig das Thema. «Drei Wochen?»

«Könnten auch vier sein», sagte Twinch. «Aber hört zu, Kamerad. Die Sache ist die: Man hat mir Arbeit auf einer anderen Baustelle angeboten. Außerhalb der Stadt. Was richtig Großes. Die haben ein halbes Dutzend Scheunen abgerissen und bauen jetzt etwas Neues. Und es muss ganz schnell gehen.»

Loveday betrachtete ihn, unschlüssig, was Twinch ihm damit sagen wollte. Aus der Schenke drang Lachen, das einen kurzen Moment lang laut wurde, als ein Windstoß die kaputte Tür in ihren rostigen Angeln einen Spaltbreit öffnete.

«Also die Sache ist die», fuhr der Mann fort. «Bei dieser anderen Arbeit bekommt jeder Arbeiter das Dreifache des gesetzlichen Lohns. Plus den ganzen Tag Essen und Getränke umsonst.» Er tippte sich an die Nase. «Alles natürlich unter der Hand, sonst würden wir am verdammten Pranger landen.»

Jetzt begriff Loveday, worauf Twinch hinauswollte. Er wollte ihn

ausnehmen, ihn dazu zwingen, ihm einen höheren Lohn zu zahlen. Der gesetzliche Lohn, von dem er gesprochen hatte, bezog sich auf ein Gesetz, das im vorigen Jahr in jeder englischen Stadt verkündet worden war. Es verbot Auftraggebern, Handwerkern für ihre Arbeit mehr zu zahlen als den vor der Pest üblichen Lohn. Die meisten aber machten nur ihre Witze darüber und scherten sich nicht darum. Loveday zahlte dem Dachdecker bereits das Anderthalbfache des Erlaubten. Und jetzt sollte er ihm also noch mehr geben.

«Verstehe», sagte er mit einem Seufzer. «Wie viel ...»

Twinch fiel ihm ins Wort. «Ich könnte Euch einige Männer nennen, die das Dach für Euch in Ordnung bringen können», sagte er und kratzte sich am Kinn. Dann kicherte er. «Das Problem ist nur, die liegen alle tot in der Pestgrube. Es gibt nicht mehr viele, die eine Leiter hochkommen, und von denen hat die Hälfte keine Lust mehr. Wirklich, ich ...»

«Wie viel wollt Ihr?», fragte Loveday.

Twinch schüttelte bedauernd den Kopf. «Darum geht's nicht. Ich will ja versuchen wiederzukommen, sobald ich kann. Wird aber bis Ostern dauern, vielleicht wird's auch Pfingsten.» Er sah Loveday zweifelnd an. «Aber im Sommer ist Euer Dach fertig, die Heiligen seien meine Zeugen. Und wenn Ihr jemand anderen für die Arbeit findet, bin ich Euch natürlich auch nicht böse. Ich weiß, dass es da unten in der Werft Leute gibt, die sich mit Holz auskennen. Ein Schiff ist ja eigentlich nur ein umgedrehtes Haus. Ihr seid ja selbst auf einem gefahren, wenn ich mich nicht irre.»

Loveday wurde plötzlich übel. Twinch wollte ihn anscheinend gar nicht ausnehmen. Er wollte seine Arbeit hier schlichtweg beenden. «Wartet», sagte er und versuchte so entschieden wie möglich zu klingen. «Das hier muss fertig werden. Ich ...» Er sah sich um, um sich zu vergewissern, dass niemand sie hören konnte. Dann senkte er die Stimme. «Macht es für mich fertig, bevor Ihr geht. Ich zahle Euch das Doppelte.»

Der Dachdecker lachte und senkte ebenfalls die Stimme, aber es klang, als machte er sich damit über Loveday lustig. «Hört zu, mein Freund», sagte er, «Ihr habt eben nicht aufgepasst. Ich muss diesen anderen Auftrag annehmen. Wenn Ihr an meiner Stelle wärt» – Loveday blickte auf die teuren spitzen Schuhe, die Twinch in diesem Augenblick wieder anzog –, «Ihr würdet dasselbe tun.»

Er richtete sich auf und hob entschuldigend die Hände. «Ich habe ja immerhin schon mal einen Anfang gemacht», sagte er. «Aber seht zu, dass Ihr das Moos und das ganze verrottete Zeug wegkriegt. Das darf hier nicht rumliegen, sonst kriegt Ihr noch eine Anzeige wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses.»

Twinch gab Loveday den leeren Becher zurück.

«Nettes Mädchen, das Ihr da habt», sagte er. «Schätze mal, die wird jemandem eines Tages eine gute Frau sein.» Er pfiff vor sich hin, während er sein Werkzeug in einem Beutel aus weichem Lammleder verstaute.

Loveday überlegte kurz, was er während seiner kriegerischen Jahre in einer solchen Situation getan hätte. Er sah eine jüngere Version seiner selbst vor sich, die Twinch an die Gurgel ging und ihn anblaffte. Ihm vielleicht sogar die Lippe spaltete und ihn zu Boden schlug.

Unwillkürlich ballte er die Fäuste und ein Kribbeln wie von Nadelstichen lief von seinem Nacken über seine Arme. Doch dann besann er sich und lockerte seine Hände wieder. Zwar gefiel ihm nicht, was der Dachdecker gesagt hatte, und er konnte sich im Moment auch noch überhaupt nicht vorstellen, wie er dieses Problem lösen sollte. Aber die Zeit des Kämpfens war für ihn ein für alle Mal vorbei.

Als der Dachdecker seine edlen Schuhe schnürte und sich einen samtenen Umhang über die Schultern warf, der eher zu einem Ritter als zu einem Handwerker gepasst hätte, nickte Loveday daher nur.

Twinch schlenderte die Straße hinunter, ohne sich noch einmal umzudrehen. Und Loveday sah ihm nach und sagte sich mit größt-

möglicher Ruhe, dass er sich für genau dieses Leben entschieden hatte.

Nachdem Twinch außer Sichtweite war, holte Loveday tief Luft, ließ nacheinander alle Knöchel seiner schwieligen Hände knacken und kehrte in den *Grünen Löwen* zurück. Er wollte sich noch ein Bier einschenken.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)